

# Wenn ich nicht geflucht hätte...

Autor(en): **Mamie, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **15 (1939)**

Heft 26

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-753549>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wahr, er interessierte sich für eine neue Arbeit von mir, die er ins Englische übertragen wollte. Ueber diese Arbeit sprachen wir. Und dann verließ er mich, es mochte gegen elf Uhr sein. Und als ich seinen Körper sah, später in der Nacht, so ist es gar nicht erstaunlich, daß ich ihn nicht erkannte. Das Gesicht war verkrampft, Crawley war halb entkleidet, und Sie werden selbst wissen, wie sehr ein Mensch durch seine Kleidung verändert wird.»

«Aber, daß er vergiftet war, das wußten Sie sofort?»  
«Gifte! Gifte, lieber Freund sind meine Spezialität, die letzten Jahre habe ich mich mit den Wirkungen der Gifte beschäftigt. Fragen Sie Dr. Thévenoz, meinen Schüler. Die Gifte verändern die Seele, nicht wahr, liebes Kind?» Dominicé wandte sich an Madge, die schweigsam dasaß und mit ängstlich verzerrtem Mund dem Redekampf der beiden Männer folgte. Aber Madge antwortete nichts.

«War Eltester, der Apotheker, ein guter Freund von Ihnen?» bohrte O'Key weiter, «besuchen Sie ihn oft? Waren Sie so gut mit ihm bekannt, daß Sie auch nächtelang mit ihm zusammensitzen konnten?»  
«Sie werden indiskret, junger Mann, und ich bewundere meine Geduld, die mich Ihr Fragen ertragen läßt.»

O'Key wollte auffahren, da aber legte Madge ihre Hand auf seinen Arm. «Ruhig, O'Key, so kommen wir nicht weiter. Sie müssen uns nicht für neugierig halten, Professor, wir wollen Ihnen doch helfen, verstehen Sie das nicht? Wissen Sie nicht, daß Sie in einer bösen Situation sind? Ich habe O'Key zu Ihnen gebracht, damit er Sie kennenlernt, damit er versteht, daß es

unmöglich ist, Sie zu beschuldigen, aber Sie dürfen es mir nicht zu schwer machen.»

Wahrhaftig, Madge hatte Tränen in den Augen, ratlos stand Ronny in der Mitte des Zimmers; er ging zu jedem, stieß ihn sanft an mit der Schnauze, und seine Blicke bettelten um Frieden; aber auch hier wurde es deutlich, von welch kleinen Zufälligkeiten beginnende Friedensaktionen manchmal abhängig sein können. Ronny fühlte nämlich den Stich eines Flohs, er mußte abhocken und sich kratzen. So kam es, daß die folgende Verständigung ohne seine Hilfe zustandekam.

Professor Dominicé lenkte ein.  
«Ich glaube Ihnen, mein Kind, auch Ihnen, junger Mann, glaube ich den guten Willen. Ihre Fragen entstammen wohl nur zu einem kleinen Teil der Neugierde. Sie wollen mir helfen, sagen Sie, und Sie machen Ihre Hilfe abhängig von der Beantwortung einer Reihe von Fragen. Nun, diese Fragen kann ich nicht beantworten. Nehmen Sie meine Behauptung wörtlich: ich kann nicht, und nicht: ich will nicht. Ich bin gebunden, durch ein Versprechen, nennen Sie es ruhig ein Gelübde, also durch ein Gelübde bin ich gebunden. Sie müssen mir einfach glauben, daß ich weder über Crawleys Tod noch über Eltesters Unfall etwas weiß. Diese Dinge sind geschehen ohne mein Zutun. Ich muß es einfach tragen, wenn ich verdächtigt werden sollte. Ich werde mich wehren, und wenn ich Ihrer Unterstützung sicher sein kann, junger Mann, dann will ich zufrieden sein.»  
«Aber, Professor», rief O'Key, «Sie werden eine Verhaftung doch gar nicht überstehen.»  
«Warum nicht?» fragte Madge, während der Professor den Kopf im Schatten verbarg.

«Mein liebes Kind», sagte Dominicé, «Sie haben noch viel zu lernen. Haben Sie noch nicht bemerkt, daß ich Morphinist bin. Und in meinem Alter — eine Entwöhnungskur... Ich weiß nicht, ob ich das aushalten werde.»

«Cyrill», sagte Madge, und sie schob ihren Arm unter den Arm des Reporters, «Cyrill, Sie müssen dem guten Mann helfen.» Dann erst merkte sie, daß sie den Mann, den sie vor knapp einer Stunde kennengelernt hatte, mit dem Vornamen angedeutet hatte, nicht nur das, daß sie Arm in Arm mit ihm dasaß, aber trotz verzog sie das Gesicht und lehnte sich noch enger an O'Key. «Der arme Thévenoz», sagte Dominicé in die Stille. Aber nicht einmal diese Bemerkung machte Eindruck auf Madge. Sie mußte lächeln, denn ihr fiel eine Kindheits Erinnerung ein. Nahe beim Sommerhaus ihres Vaters war ein hoher Baum gestanden, der, ganz nahe am Gipfel, zwei Aeste getragen hatte. Dort war sie oft gesessen, mit baumelnden Füßen über der grünen Leere, und neben ihr auf der Sohn des Gärtners gesessen, ein rothaariger Bursche. Wie alt war sie damals gewesen? Zehn Jahre? Aber sie hatte den Buben sehr lieb gehabt, er hatte eine lange bewegliche Nase gehabt, wie ein Kaninchen, und er war der einzige gewesen, unter all ihren Kameraden, den sie nicht tyrannisiert hatte. Merkwürdig, daß O'Key sie an jenen Jungen erinnerte. Sie hatte eine Zärtlichkeit für ihn gefühlt, schon unten auf der Straße, eine merkwürdig heitere Zärtlichkeit, die nicht zu vergleichen war mit dem verkrampften Zustand, der sie jedesmal ergriff, wenn sie mit Thévenoz zusammen war. Sie blieb an O'Key gelehnt, auch als es draußen läutete. Dominicé ging öffnen.

(Fortsetzung folgt)

# Wenn ich nicht geflucht hätte...

Reiseerinnerungen eines Schweizers aus Mexiko und Guatemala

VON ADOLF MAMIE

Zwei Tage und Nächte lang fuhr ich dem mexikanischen Süden zu. Ein Kakaopflanzearbeiter war mein Reisegefährte. Der Indio mit seinem lachenden Gesicht war mir ein willkommener Reiseführer. In überschwenglichen Worten sprach er mir von der kommenden Arbeit auf der Plantage im Staate Tabasco. Damit ich ja nicht in Versuchung kommen würde, ihn als einen verkappten Eisenbahnbanditen zu halten, zeigte er mir gleich nach der Abfahrt in der Stadt Mexiko seinen Arbeitskontrakt und bat mich, ihm diesen vorzulesen. Mit Befriedigung stellte er fest, daß ich muy bonito lesen könne. Weit unten im Süden, kurz vor meinem Ziel, verließ mich der liebenswürdige Bursche, und wenig hätte gefehlt, und ich hätte ihn auf dem Ritt, der ihn innert zehn Tagen an den sagenhaften Pyramiden vorbei zu seiner Hazienda führte, begleitet. Als stiller Betrachter setzte ich indessen die Fahrt weiter und freute mich an dem köstlichen Anblick des tropischen Urwaldes mit seinen wuchernden Schlingpflanzen und bunten Vögeln, die vom dahineilenden Zuge aus beobachtet werden konnten. Riesige Mahagonibäume wucherten ihre Aeste in die feuchtheiße Luft, die vom Großen Ozean herüberfächerte. Maisfelder wechselten mit riesigen Bananenplantagen. Blühende Kakteenmeere berauschten das entzückte Auge. Zwischen hohem Steppengras tauchten hin und wieder in einer gerodeten Lichtung einige Bambushütten auf mit Dächern aus Palmblättern. Braune nackte Kinder und leichtbeschrützte Indianerinnen hielten an den Stationen die Früchte des tropischen Bodens zum Kaufe feil.

Mit fünf Stunden Verspätung kam der Zug (und ich mit zerschlagenen Knochen) in Mariscal-Suchate, der Endstation, an. Stockdunkle Nacht breitete sich über das Land. Nur eine ganz geringe Zahl von Passagieren entstieg dem Zuge und folgte einer vorangetragenen, übel qualmenden Sturmlaterne. Ein Gastwirt lauerte auf Verdienst. In einer Lehmhütte bekam ich mit zwei weiteren Reisegefährten ein Bett zugewiesen. Das «Stilmöbel» bestand aus einem Rahmen, der in allen Richtungen der Windrose mit geknoteten Stricken bespannt war. Eine Decke vervollständigte den «unerhörten Luxus».

Von Schlaf keine Spur. Die Stricke der Unterlage folgerten mich dauernd. Ein bloßes Brett wäre eine Wonne gewesen. Der erste Hahnenschrei war mir wie eine Erlösung aus dem Inferno. Das Frühstück hingegen mundete mir sehr; die «Bananenrösti» war appetitlich, und an den «Bananenknödeln» konnte ich mich aus lauter Angst, daß mir die Haut platzen möchte, nicht satt essen.

Nachdem meine Papiere von den mexikanischen Behörden geprüft worden waren, ging es einige Häuser weiter, zum Konsul der Republik Guatemala. Gemächlich blätterte der Herr Konsul Seite um Seite meines Reisepasses und studierte ihn gründlich, wohin ich zu reisen gedachte. Lange dauerte es, bis ich den Bescheid erhielt, daß ich noch drei Photographien beizubringen hätte.

Kreuz-, Himmel-, Sternen- und Fahnenträger! Woher soll ich drei Photos nehmen? Bei meinem morgendlichen Gang durch das weltabgelegene Kaff war mir nicht aufgefallen, daß irgend ein Indio seine Kunst als Photograph anpries. Da konnte es doch keine andere Lösung geben, als zur nächsten Station nach Tapachula zurückzufahren und sich dort vor einen Photographenkasten zu stellen. Der einzig täglich fahrende Zug zurück war schon abgegangen. blieb mir also nichts anderes übrig, als auf einem Gaul einen etwa vierstündigen Ritt zu machen. Vor Einbruch des Abends war an eine Ankunft nicht mehr zu denken und die morgige Weiterreise über die Grenze unmöglich. Nun versuchte ich auf den Konsul einzureden. Ueber den halben Erdball war ich schon globetrottert, ohne daß ein Grenzbeamter von meiner Schönheit so bezaubert gewesen wäre, daß er gleich drei Photos von mir begehrte. Meine Ueberredungskunst blieb wirkungslos. Dem Herrn Konsul war es vollkommen Wurst, wo und wie ich mir die Konterfeis her-schaffe.

Verfügung bleibt Verfügung. Die wichtigstuerische Zwängerei trieb mir das Blut zu Kopf und eine Zeile echte schweizerdeutsche Flüche auf die Zunge. Ich glaube, der Papagei im Wappen der Republik Guatemala, der mit seinem Schwanzende die «Freiheit vom 15. September 1821» auf einer Pergamentrolle umschlingt, und als einziger Schmuck des Raumes über dem Sitze des Konsuls an der Wand hing, hätte meinen Fluch bestimmt nachsagen können, wäre er aus Federn, Fleisch und Blut gewesen, so akzentuiert polterte ich los. Ich machte kehrt und schmetterte wütend die Tür ins Schloß.

Zu meiner größten Freude entdeckte ich ein paar Minuten später gleich hinter dem Konsulat einen photographierenden Mestizen, den ich vor Freude umarmt hätte. Beglückt bringe ich dem Herrn Konsul meine Konterfeis. Er war vor meinem Wiederauftauchen weniger beglückt und zeigte sich recht stolz und zugeknöpft.

Das Visum wurde mir verweigert. Statt dessen gab mir ein barfußiger, alter und unscheinbarer Indio, der

inzwischen aufgetreten war, mit einem Stabe das Zeichen, ihm zu folgen. Er führte mich ins Gemeindehaus. Dort thronte hinter einem Tische ein Dorfgehaltiger. Dieser unterfertigte mit viel Federgekratzte einen Zettel, worauf der begabte Indio, offenbar eine Art Dorfpolizist, mit dem Zettel und mir seinen Gang fortsetzte. Um drei Uhr, hieß es, müsse ich wieder zur Stelle sein.

Bald war mir klar, was da gespielt werden sollte und daß man mich in Polizeigewahrsam genommen hatte. Mein «Schutzgeist» hatte wohl Angst, daß ich mich auf und davon machen könnte. Er redete auf mich ein, ich solle ihm um aller Heiligen willen die Widrigkeiten des Ausreisens ersparen. Nach einem Marsch von etwa fünfzehn Minuten kam der Indio mit seinem «Gefängnis» am Flusse bei der Grenzwache an. Ich setzte dem Wach-offizier den Vorfall auseinander, worauf er sich weiterte, mich in das Gefängnis zu werfen, sondern mich als Gast der Grenzmilizen betrachtete.

Etwa zwanzig Halb- und Vollblutindios, junge prächtige Burschen, lagen unter dem schützenden Vordach ihrer «Kaserne» herum. Diese «Kaserne» war eine geräumige Bambushütte, die drei abgegrenzte Räume besaß. Der erste Raum war der Schlaf-, Ess-, Instruktions- und Aufenthaltsraum der Soldaten und Unteroffiziere. Ein Sergeant lag in einer Hängematte unter dem Eingang der Türe und spielte mit einem Papagei. Der zweite Raum war eine verrußte Küche, worin eine Indiofrau hantierte und zärtliche Reden mit einem jungen Soldaten wechselte, der auf einer Bank vor der Küche saß und ebenfalls mit einem Papagei spielte, indem er ihm den Refrain eines bekannten Volksliedes beibrachte. Der gefederte Schüler zeigte sich recht gelehrt. Eine Gruppe von Soldaten bewunderte die Fortschritte durch anerkennende Bemerkungen. Vor dem dritten Raume stand ein Soldat mit dem geladenen Gewehr unter dem Arme. Es war das für mich bestimmte Gefängnis. Ein Soldat öffnete die Bambustüre, um mir einen Einblick zu gewähren. Abschreckend wirkte es auf mich nicht. Angenehm kühl war es in dem abgedunkelten Raume, der keinen weitem Insassen beherbergte. Unter dem Vordache signierte ein Soldat mit rotem Faden seine Leibwäsche, und ein anderer bildete sich mit einer Schiefertafel zum Abschützen aus. Ich war ihm in seiner Buchstabierarbeit behilflich, auch montierte ich den Soldaten den Gewehrverschluss und unterrichtete sie in verschiedenen Gewehrgriffen. Die tropischen Marsjünger fanden aber an dieser Tätigkeit wenig Interesse.

Langsam verstrichen die Stunden. Endlich um vier Uhr kam das verschlafene Auge des Gesetzes, um mich

(Fortsetzung Seite 819)

